

Winfried Scharlau

**Die Gründung der Universität Bielefeld
Erinnerungen an die Jahre 1965 – 1972**

Bielefeld, 18. Januar 2018

Meine Damen und Herren,

ich bedanke mich für die Einladung, hier sprechen zu können. Seit ihrer Gründung fühle ich mich der Universität Bielefeld verbunden, auch wenn es nur in den Gründungsjahren einen engen Kontakt gegeben hat.

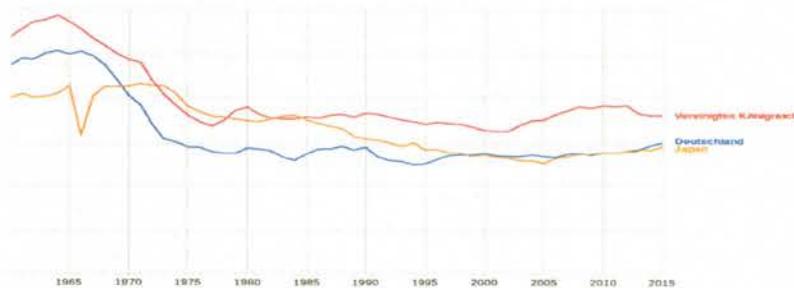
Wir alle haben in den letzten Monaten bemerkenswerte Jubiläen erlebt: Vor 500 Jahren der Beginn der Reformation, fast auf den Tag genau 400 Jahre später der Ausbruch der Oktoberrevolution, vor 50 Jahren schließlich der Beginn der Studentenrevolution, der Tod von Benno Ohnesorg, Mai 1968 in Paris und die Gründung der Universität Bielefeld.

Sie alle kennen die Universität Bielefeld als eine moderne, aktive Campus-Universität, die sich insgesamt hervorragend entwickelt hat. Das gilt insbesondere auch für die Mathematik, die von Anfang an eine bedeutende Rolle an der Universität gespielt hat.



(Bilder 1, 2, 3)

Die Gründung der Universität Bielefeld fiel in eine Zeit dramatischer politischer, gesellschaftspolitischer und soziologischer Veränderungen. Das sage ich nicht einfach so dahin. Zum Beleg zeige ich Ihnen eine Statistik der Weltbank, die die Entwicklung eines ganz wesentlichen soziologischen Parameters zeigt.



(Abb. 4)

Dieser Parameter war in den entwickelten Ländern bis etwa 1965 ziemlich konstant, sank bis 1973 wesentlich ab und ist seitdem auf niedrigerem Niveau wieder konstant geblieben. Die dramatische Veränderung dieser Kenngröße fällt also genau in die Gründungsphase der Universität Bielefeld. Das sollte man natürlich umgekehrt sagen. Die Gründung der Universität Bielefeld fällt genau in die Zeit, als dieser Parameter sich dramatisch änderte. Vermutlich wissen einige von Ihnen sofort, um was es geht?!

Nicht nur die Gesellschaft änderte sich; auch an den Universitäten gab es – man kann jetzt im Rückblick sicher sagen – epochale Entwicklungen. Will man die in einem Bild signalisieren, dann fällt einem vielleicht als erstes folgendes ein, das fast genau vor 50 Jahren entstanden ist:



(Abb. 5)

In meinem Bericht über die Gründung der Universität Bielefeld möchte ich mit einem Blick zurück auf das Ende des Zweiten Weltkrieges beginnen. Das ist meines Erachtens gerechtfertigt, denn die Gründungsväter der Universität waren in einem Maße durch den Krieg und die Nachkriegszeit geprägt, das man sich heute kaum noch vorstellen kann. Bei den „Gründungsvätern“ denke ich zum Beispiel an Paul Mikat, Helmut Schelsky, Hermann Lübke, Ernst-Joachim Mästmäcker, Wilhelm Krelle, aber auch an Friedrich Hirzebruch und Peter Grottemeyer.

Im Jahr 1945 sah Deutschland so aus; ich zeige Ihnen zwei Fotos der Nachbarstadt Münster:

(Fotos 6, 7)



Was die Universitäten betrifft, ging es darum, ab Wintersemester 1945/46 den Vorlesungsbetrieb wieder notdürftig in Gang zu bringen. Im 1946 gegründeten Bundesland Nordrhein-Westfalen gab es die Universitäten in Münster, Bonn und Köln und die Technische Hochschule Aachen, im Nachbarland Niedersachsen hatte Göttingen eine Universität, und es gab die Technischen Hochschulen Hannover und Braunschweig.

Ich möchte einen Punkt besonders betonen, der eigentlich selbstverständlich ist, aber heute haben wir eine andere Perspektive: An einen Ausbau der Universitäten oder gar an „Reformen“ war damals nicht zu denken. Die Hochschulen wurden als klassische „Ordinarien-Universitäten“ wiederaufgebaut, - man kann wohl sagen - restauriert. Ich zeige Ihnen ein Foto von dem Wiederaufbau der Nachbaruniversität Münster:



(Foto 8, DMV-Tagung 1950)

Als Hirzebruch 1956 nach Bonn berufen wurde, hatte die Mathematik dort im Wesentlichen dieselbe Personalausstattung wie hundert Jahre zuvor: Zwei Ordinarien

und ein Extraordinariat. Im Übrigen war an den Universitäten in Deutschland die Angewandte Mathematik in Form von „Numerischer Mathematik“ oder „Wahrscheinlichkeitstheorie und Statistik“ – das Wort „Stochastik“ gab es damals wohl noch nicht – kaum bis gar nicht etabliert.

Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre muss klar geworden sein, dass das bestehende Hochschulsystem für die Bedürfnisse der Bundesrepublik nicht ausreichte. Die bundesweit erste Neugründung war Bochum im Jahr 1962; der Lehrbetrieb wurde aber erst 1965 aufgenommen. Der Standort Bochum konkurrierte damals mit Dortmund; die Technische Universität Dortmund wurde dann ein paar Jahre später gegründet.

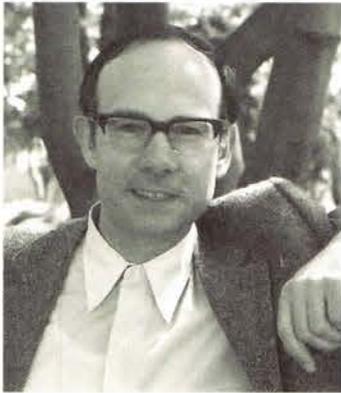
Es ist hier sicher bekannt, auf wen die Idee zurückgeht, in Ostwestfalen eine Universität zu gründen. Ich denke, dass es Schelsky oder Mikat selbst gewesen sein muss. In den ersten Planungsjahren gab es die Sprachregelung, konsequent von der „Universität in Ostwestfalen“ zu sprechen. Eigentlich kam ja dann nur Bielefeld als Standort in Frage; vielleicht hätte Paderborn eine kleine Außenseiterchance gehabt. Vermutlich gab es damals schon Bielefeld garnicht.



(Foto 9)

Im Gegensatz zu Bochum sollte die neue Universität von vornherein eine „Reformuniversität“ werden. Es scheint mir, dass vom ersten Tag an ein gewisser elitärer Anspruch erhoben wurde. Der 1965 berufene, sich am 11.11.1965 konstituierende Gründungsausschuss hatte prominente Mitglieder, die ich jetzt nicht alle aufzählen möchte. Wichtig – insbesondere für die Mathematik – war, dass Friedrich Hirzebruch (1927 – 2012) von Anfang an dazu gehörte.

Wie Sie wissen, habe ich eine Biografie von Hirzebruch geschrieben, die im Springer Verlag erschienen ist. Im Zusammenhang damit habe ich noch einmal viele Akten und Dokumente, die die Gründungsjahre betreffen durchgesehen. Etwas Reklame muss sein:



(Foto 10, Hirzebruch 1974; Abb.11)

Der Titel dieser Biografie ist mir sehr wichtig! Ich gehe ja nicht so weit wie die TAZ, die in einem Beitrag aus dem Jahr 2001 über Hirzebruch getitelt hat: „Nur Mathematiker können glücklich sein!“



taz.archiv

Apodiktische Gültigkeit

Nur Mathematiker können glücklich sein

VON GABRIELE GOETTLE

Friedrich Hirzebruch, emer. Univ.-Prof., Dr. rer. nat., Dr. h. c. mult (12), eh. Dir. d. Max-Planck-Inst. f. Mathematik Bonn. 1945–1950 Studium d. Mathematik, Physik u. Mathematischen Logik, Univ. Münster u. Eidgenöss. Technische Hochschule Zürich.

ie Mathematik strukturiert unseren Alltag und steckt in jedem Ding der gemachten Welt, die uns umgibt. Dass das nur selten auffällt, liegt daran, dass sie, Präzision vorausgesetzt, funktioniert. Mehr will man eigentlich davon nicht wissen. Das kränkt die Mathematiker. Während Biotechnologie in aller Munde

(Abb. 12)

Wie gesagt, war Schelsky von Anfang an die – oder jedenfalls eine – treibende Kraft bei der Planung der neuen Universität. Es ist also nur natürlich, dass es eine gewisse

Schwerpunktbildung in Richtung Sozial- und Geisteswissenschaften gab, Offensichtlich wurden „teure“ Fächer wie experimentelle Naturwissenschaften, Technik und Medizin von vornherein ausgeschlossen. Andererseits sollte die neue Universität aber auch nicht eine reine Schwatzbude werden, und ein zusätzlicher wissenschaftlicher Anstrich war wünschenswert. Dazu ist nun die Mathematik supergeeignet. Sie ist ohne jeden Zweifel seit Jahrtausenden als Wissenschaft anerkannt und zudem außerordentlich kostengünstig. Damals brauchte man noch nicht mal teure Computer. Vor einige Jahrzehnten habe ich mir mal den Spaß gemacht, das Fächerspektrum aller deutschen Hochschule (damals ungefähr 70) durchzusehen. Die Mathematik war das einzige Fach, das an allen vertreten war. Später wurde eine Universität gegründet (ich habe vergessen welche), an der es die Informatik gab, aber nicht die Mathematik. Die Bildungspolitiker kommen auf merkwürdige Ideen.

Zurück zu Schelsky und Ostwestfalen: Schelsky fragte seinen münsteraner Kollegen Heinrich Behnke nach einem geeigneten Mathematiker für den Gründungsausschuss, und Behnke schlug seinen ehemaligen Schüler Hirzebruch vor. Das war sicher der beste Vorschlag, den er machen konnte.

Gleichzeitig mit dem Gründungsausschuss wurde ein „Wissenschaftlicher Beirat“ gebildet. Offenbar fragte Schelsky dann Hirzebruch, welchen Mathematiker man in diesen berufen solle; es gibt darüber eine Korrespondenz zwischen beiden. Hirzebruch schlug Karl Peter Grottemeyer, damals in Berlin, vor. Es ist mir nicht ganz klar, wie Hirzebruch zu diesem Vorschlag gekommen ist, aber in gewissem Sinne war er der folgenreichste Personalvorschlag, der jemals in der Gründungsphase gemacht wurde. Grottemeyer wurde 1970 zum Rektor der neuen Universität gewählt, später x-mal wiedergewählt und übte dieses Amt bis 1992 aus. Vermutlich war er länger Rektor einer Hochschule als jeder andere in der mehr als 750-jährigen Geschichte der deutschen Universitäten.



(Foto 13, Karl-Peter Grottemeyer, etwa 1974)

Es ist klar, dass er die Geschicke der neuen Universität ganz wesentlich mitgestaltet hat. Meines Erachtens dachte Grottemeyer sehr pragmatisch; aus grundsätzlichen oder ideologischen Streitfragen hielt er sich nach Möglichkeit heraus. Trotzdem ist es höchst bemerkenswert, dass er zu Zeiten des Aufruhrs an den Universitäten mit überwältigenden Mehrheiten von allen Gruppen gewählt wurde und wohl niemals ernsthafte Gegenkandidaten hatte.

Die neue Universität sollte wie gesagt eine „Reformuniversität“ werden. Schon 1965, noch ein paar Jahre vor der Studentenrevolution, war klar, dass sich am deutschen Universitätssystem etwas ändern müsse. Und von Anfang an gab es in Bezug auf Bielefeld einen gewissen elitären Anspruch: Es sollte etwas Besseres werden als eine gewöhnliche Massenuniversität (z.B. Bochum). Im Rückblick erscheinen Schelskys Reformvorschläge heute eher zurückhaltend und konservativ.

Sein wichtigster Vorschlag war zweifellos die Gründung eines „Zentrums für interdisziplinäre Forschung“. Seit dieser Zeit tragen alle Bildungspolitiker das Mantra Interdisziplinarität vor sich her. Ob die gezielte Förderung interdisziplinärer Projekte jemals wirklich etwas Wesentliches gebracht hat, ist wohl niemals seriös überprüft worden. Andere Reformvorschläge sorgten an Nachbaruniversitäten für Verwunderung und ein gewisses Stirnrunzeln. Zum Beispiel sollten sich die Professoren im jährlichen Wechsel auf ihre Forschung bzw. die Lehre konzentrieren. Das wurde anderswo schlicht als „jedes zweite Semester ein Freisemester“ interpretiert.

Hirzebruch blieb der Universität Bielefeld zeit seines Lebens verbunden, insbesondere auch durch seine Bekanntschaft und vielfältigen Kontakte zu dem gleichaltrigen Grottemeyer. Ich möchte wenige Punkte stichpunktartig erwähnen:

Im Jahr 1989 beantragte die Fakultät für Mathematik einen Sonderforschungsbereich. Hirzebruch war Vorsitzender des von der DFG berufenen Gutachterausschusses, dem auch Matthias Kreck und ich selbst angehörten. Als es zur Entscheidung kam, setzte Hirzebruch sich nachdrücklich für eine vollständige Bewilligung mit nur ganz kleinen Abstrichen ein. Daran kann ich mich noch gut erinnern.

Zum 40-jährigen Bestehen der Fakultät für Mathematik hielt Hirzebruch am 23.10.2009 einen Vortrag. Vielleicht fand dieser Vortrag im gleichen Hörsaal wie der heutige statt. Kann sich jemand daran erinnern? Im Prinzip muss es ein ähnlicher Vortrag wie dieser gewesen sein, aber Hirzebruch hatte natürlich mehr Insider-Wissen. In der schon erwähnten Hirzebruch-Biografie habe ich einiges aus diesem Vortrag zitiert.

So ist es vielleicht kein Zufall, dass Hirzebruch seinen letzten auswärtigen Vortrag und seinen vorletzten überhaupt in Bielefeld gehalten hat. Dies geschah am 23.4.2012 auf Einladung von Andreas Dress. Hirzebruchs Gesundheitszustand ließ zu diesem Zeitpunkt längere Reisen eigentlich nicht mehr zu. Der Vortrag wurde nur dadurch möglich, dass seine Tochter ihn nach Bielefeld fuhr und nach einer kurzen

Nachsitzung am gleichen Tag wieder nach Hause brachte. Hirzebruch verstarb 34 Tage später am 27.5.2012 in Bonn.

Das Thema seines Vortrages war etwas, das ihn sein ganzes wissenschaftliches Leben begleitet hatte: *A report on Chern classes – on the occasion of Chern's one hundredth birthday.*



(Foto 14, Hirzebruch am 6.3.2012)

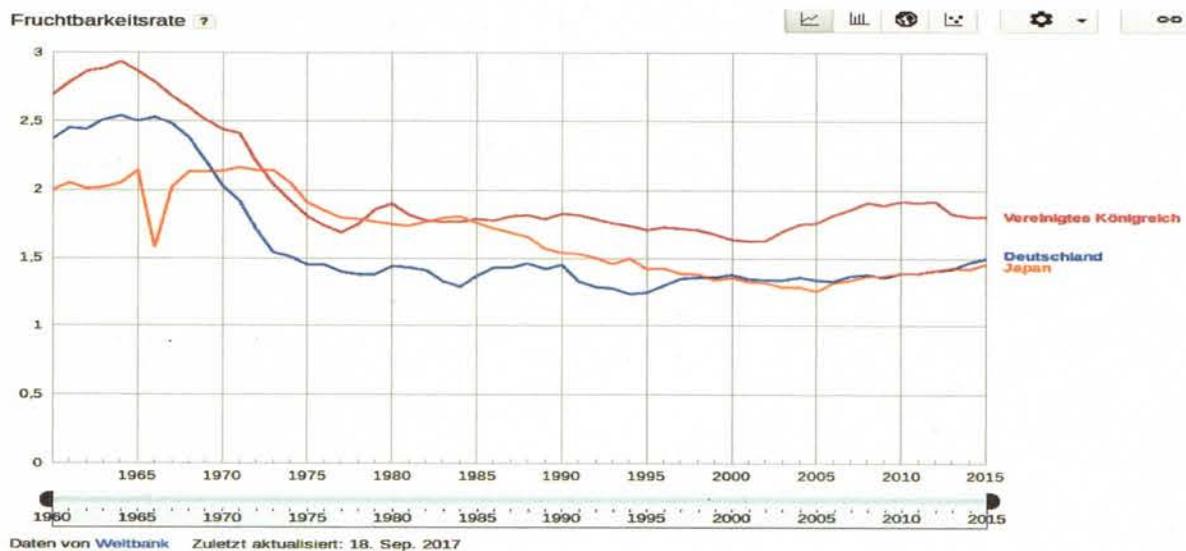
Ich komme jetzt zu meiner Beziehung zur Universität Bielefeld. Ich hatte das Ich zeige Ihnen eine Karikatur des Cartoonisten Didier Savard zu Grothendiecks Vorträgen. Grothendieck ist wie immer an Glatze, kurzen Hosen und Sandalen erkennbar.⁹ akademische Jahr 1964/65 an der Columbia University in New York studiert und dort den Grad eines Master of Arts erworben. Dieses Examen wurde in Deutschland als dem Diplom gleichwertig anerkannt, so dass ich am 1.9.1965 in Bonn eine Assistentenstelle – oder genauer die Stelle eines Verwalters der Stelle eines Wissenschaftlichen Assistenten – erhalten konnte.

Bald darauf gab es schon einige Stellen für die Universität in Ostwestfalen, hauptsächlich natürlich Stellen für nichtwissenschaftliche Mitarbeiter. Die Mitglieder des Gründungsausschusses hatten offenbar Zugriff auf diese Stellen, und zum 1.4.1967 nach meiner Promotion übernahm ich eine Assistentenstelle. Damit war ich – mit ziemlich großem zeitlichen Abstand – der erste wissenschaftliche Mitarbeiter der neuen Universität überhaupt. Da ich abgesehen von einigen Beurlaubungen immer in Nordrhein-Westfalen tätig war, stehe ich heute 52 Jahre, 4 Monate und 18 Tage, insgesamt 19.133 Tage, im Dienst dieses Landes. Vielen Dank für die zuverlässige Alimentierung! Meine Aufgabe bestand darin, Hirzebruch bei den Planungsarbeiten zu unterstützen. Mein Dienstort ist allerdings niemals die Stadt in Ostwestfalen gewesen.



(Foto 15, WS 1970)

Ich will jetzt versuchen, etwas von der Atmosphäre der Jahre 1966 – 72 zu schildern.
Als erstes zeige ich noch mal das schon vorhin gezeigte Diagramm:



(Abb. 16)

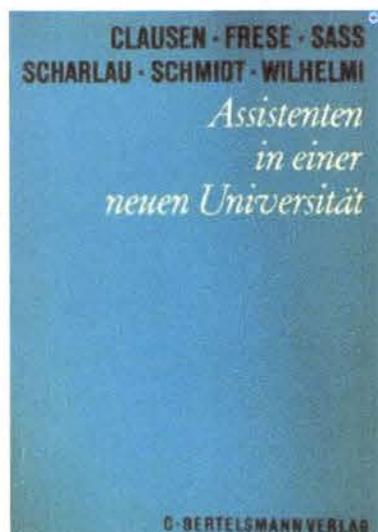
Ich muss mich jetzt sehr kurz fassen und kann nur Stichworte nennen: Die
Nachkriegszeit ging am 22. November 1963 zu Ende. - Was geschah an diesem Tag?
- Es war der Tag der Ermordung Kennedys.

Die Nachkriegszeit, vor allem im ersten Jahrzehnt, ist gekennzeichnet durch fast grenzenlosen Optimismus: Es ging aufwärts, die Verwüstungen des Krieges wurden beseitigt, der materielle Wohlstand nahm zu, die Arbeitslosigkeit war praktisch Null, man begann nach Italien und in andere Länder zu reisen, man lebte in gesicherten demokratischen und rechtsstaatlichen Verhältnissen, die Volksaufstände in der DDR und in Ungarn und die Massenabwanderung aus der DDR bis August 1961 zeigten, dass man in der besseren Welt lebte.

Das alles änderte sich radikal ab Mitte der sechziger Jahre: Die Geschehnisse der Nazi-Zeit rückten allmählich in den Fokus, es gab den Vietnam-Krieg, Benno Ohnesorg wurde erschossen, der Gebrauch von Drogen und damit die Beschaffungskriminalität nahm drastisch zu, die Studentenrevolution begann und erreichte bald ihren Höhepunkt, traditionelle Familienstrukturen wurden erschüttert und begannen teilweise sich aufzulösen, 1962 veröffentlichte Rachel Carlson *The silent spring*, der erste Vorbote der beginnenden weltweiten Öko-Bewegung.

Im Zuge der Studentenrevolution wurde die „Drittelparität“ gefordert. Alle Universitätsgremien sollten paritätisch besetzt werden: ein Drittel Professoren, ein Drittel Assistenten, ein Drittel Studenten. Dies war aber noch die moderatere Form der Drittelparität; es gab auch radikalere Forderungen: ein Drittel wissenschaftliches Personal (Professoren und Assistenten), ein Drittel Studenten, ein Drittel nicht-wissenschaftliches Personal.

Zurück nach Ostwestfalen: Was den Status der wissenschaftlichen Mitarbeiter betrifft wurde vom Gründungsausschuss eine Beratungsgruppe von Assistenten berufen, die eine Denkschrift „Assistenten in einer neuen Universität“ erarbeitete. Die Namen der Mitglieder können Sie auf dem Titelblatt der Denkschrift lesen:



(Abb. 17)

Es waren Lars Clausen, Jürgen Frese, Hans-Martin Saß, Siegfried J. Schmidt, Hans-Herbert-Wilhelmi und ich selbst. Sie vertraten der Reihe nach die Fächer Soziologie,

Philosophie, Soziologie, Philosophie und Kommunikationswissenschaft, Rechtswissenschaft und Mathematik – jeweils sehr breit gefasst. Unser Sprecher und der Hauptredakteur der Denkschrift war Jürgen Frese, der leider schon 2007 verstorben ist. In einem Nachruf heißt es: „Alle, die ihn kannten, haben ihn als anregenden und originellen Denker mit einem imponierend breiten Interessenhorizont, viele auch als begeisternden Hochschullehrer erlebt.“ Meinem subjektiven Eindruck nach war Frese der scharfsinnigste von uns allen. Alle sechs haben in der Wissenschaft bzw. Verwaltung (Wilhelmi) Karriere gemacht und einflussreiche Positionen erlangt.

Lars Clausen stand 1995 im Rampenlicht des öffentlichen Interesses: Er war einer der Überbringer des Lösegelds im Entführungsfall Reemtsma.

Zur Vorbereitung auf diesen Vortrag habe ich noch einmal in unserer Denkschrift geblättert. Die Zeit ist über sie hinweggegangen, vieles ist obsolet, vieles erscheint mehr oder weniger selbstverständlich, und unsere Forderungen haben wir viel zu brav formuliert. Die Forderung nach der Drittelparität machten wir uns nicht zu eigen. Ganz könnten wir uns dem Zeitgeist aber auch nicht entziehen, und so formulierten wir als einen Leitsatz: „Die Assistentenschaft ist neben Professorenschaft und Studentenschaft eine der drei gleichberechtigten Teilkörperschaften der Universität.“ Allerdings kann ich auch sagen, dass sie keinen offensichtlichen Unsinn enthält. Das kann man nicht von jedem Papier behaupten, das im Zuge der Gründungsberatungen verfasst wurde.

Im Jahr 1967 waren die Planungen so weit fortgeschritten, dass gegen Jahresende die ersten Berufungskommissionen ihre Arbeit aufnahmen. Es war sicher unstrittig, dass die Mathematik als eines der ersten Fächer aufgebaut werden sollte. Die ersten Professoren, die überhaupt berufen wurden waren die Soziologen Franz-Xaver Kaufmann (1932 -) und Niklas Luhmann (1927 – 1998) aus der Schelsky-Schule in Münster. Wenn man es so sehen will, war dies bereits eine erste „Innovation“ der neuen Universität: Es entstand die erste soziologische Fakultät in Deutschland.

Die Berufungskommission Mathematik wurde sicher ganz nach den Vorstellungen von Hirzebruch und Grottemeyer zusammengesetzt. Mitglieder waren unter anderen Konrad Jörgens, Martin Kneser, Reinhold Remmert und Jacques Tits sowie der Bonner Physiker Horst Rollnik. Während des Jahres 1968 tagte sie regelmäßig. Als erster Vorschlag wurde dem Gründungsausschuss die Berufung von Jens Mennicke vorgeschlagen. Auf seiner Sitzung vom 4.11.1968 beschloss der Gründungsausschuss einstimmig, dem Kultusminister die Berufung von Mennicke zu empfehlen. Offenbar ging dann alles blitzschnell, denn schon am 28.1.1969 wurde Mennicke ernannt, als einer der ersten Professoren der Universität überhaupt.

Jens Mennicke war etwa 1963/64 plötzlich bekannt geworden, da er einen spektakulären Satz über Kongruenz-Untergruppen bewiesen hatte. Borel lud ihn daraufhin zu einem einjährigen Aufenthalt an das Institute for Advanced Study in Princeton ein. Ich begegnete Mennicke zum ersten Mal auf dem Passagierschiff

„Berlin“, das uns von Bremerhaven nach New York brachte. Mennicke war mit seiner Familie auf dem Weg nach Princeton, ich zum Studium an der Columbia University.



(Foto 18, Jens Mennicke etwa 1974)

Zurück zur Berufungskommission: Es waren vier weitere Lehrstühle zu besetzen, und am 18.1.1969 verabschiedete die Berufungskommission dafür folgende Vorschläge: Peter Grottemeyer, Andreas Dress, Detlef Gromoll und Reinhardt Kiehl. Es wurden keine kompletten Listen erstellt; das wäre auch kaum möglich gewesen, die Zahl der qualifizierten Kandidaten war beschränkt. In einem Vortrag in Bielefeld vierzig Jahre später erinnerte Hirzebruch sich : „Grottemeyers Berufung war selbstverständlich, Rufannahme erst September 1969.“

Dress war damals in Vancouver, wo es ihm eigentlich ganz gut gefiel; er nahm nach einigen Verhandlungen den Ruf im Juli 1969 an. Gromoll bat um Zurückstellung des Angebots; er ging kurze Zeit später nach Stony Brook und ist dort immer geblieben. Kiehl lehnte den Ruf ab.

Da von vornherein mit Ablehnungen zu rechnen war und auch weitere Stellen zu besetzen war, erarbeitete die Berufungskommission weitere Vorschläge. Im Jahr 1970 war die Fakultät für Mathematik dann so weit etabliert, dass sie ihren weiteren Ausbau selbst in die Hand nehmen konnte. Die von Hirzebruch geleitete Berufungskommission hatte ihre Arbeit beendet – ich glaube gute Arbeit – und löste sich auf.

Die ersten Professoren für Mathematik wurden schon genannt: Mennicke, Grottemeyer und Dress. Es folgten bald Bernd Fischer, durch die Entdeckung der nach ihm benannten einfachen Ausnahme-Gruppen sehr bekannt geworden, Helmut Behr und Friedhelm Waldhausen. Behr ging einige Jahre später nach Frankfurt; die anderen beiden blieben in Bielefeld.

Es waren dies die Jahre, in der die algebraische K-Theorie entstanden ist. Ich selbst interessierte mich damals für verwandte Fragen und erinnere mich, wie intensiv die Frage nach den höheren K-Gruppen diskutiert wurde. Anfangs hatte man

keine Ahnung, wie diese zu definieren wären. Vor allem auch zu dieser Frage leistete Waldhausen fundamentale und in keiner Weise naheliegende Beiträge.

In der Anfangsphase muss Geld reichlich vorhanden gewesen sein, und die Universität wurde großzügig gefördert. Grottemeyer hat selbst gelegentlich erzählt – z.B. abends in Oberwolfach –, dass Rufe an Leute gingen, die eigentlich nicht nach Bielefeld kommen wollten. Um diesem Schicksal zu entgehen, stellten sie dann völlig absurde Gehaltsforderungen, die nur abgelehnt werden konnten. Diese wurden jedoch dann vom Ministerium ohne Wimpernzucken akzeptiert.



(Foto 19 Friedhelm Waldhausen) - (Foto 20 Andreas Dress, beide etwa 1974)

Von Anfang an gab es an der Fakultät für Mathematik ein intensives mathematische Leben. Prominente Gäste wurden zu Vorträgen eingeladen. Gleichzeitig gab es heftige politische Diskussionen. Es wurde gegen den Vietnam-Krieg demonstriert, es gab Solidaritätsaktionen zu Gunsten von Nicaragua oder Kuba, manche hielten mindestens im Prinzip die DDR für das „bessere Deutschland“, die Wissenschaften sollten der Gesellschaft verpflichtet sein und jedenfalls nicht dem Kapitalismus. Es ist sehr schwer, heute nachzuempfinden, wie stark damals dieser Zeitgeist war und wie sehr er alle beeinflusste. Als durchaus diskutierwürdig möchte ich einen sehr prominenten Bielefelder Professor zitieren, einen der ersten. Er sagte: „Beide – Wissenschaft und Demokratie – sind der institutionalisierte Zweifel.“ Es hat anscheinend niemanden gestört, dass damit Fächern wie der Mathematik schon fast der wissenschaftliche Charakter abgesprochen wurde. Ich erinnere mich auch noch gut daran, wie ein Bielefelder Professor mir mit leuchtenden Augen ausführte, wie viel fortschrittlicher und wirtschaftlich weiter entwickelt Nordkorea im Vergleich zu Südkorea sei.

In einem Vortrag im Mathematischen Kolloquium sollte ja auch etwas Mathematik vorkommen. Dazu komme ich jetzt. Ich hatte schon erwähnt, dass Hirzebruch einer

der Direktoren des ZIF (Zentrum für Interdisziplinäre Forschung) war. Dieses hatte seit etwa 1969 Räumlichkeiten im Schloss Rheda angemietet. Dort fanden dann mehrtägige Seminare und Arbeitsgemeinschaften statt. Hirzebruch wollte diese Möglichkeit auch für die Mathematik nutzen, wobei er „interdisziplinär“ sehr weit auslegte. Für ihn war schlicht und einfach alles interdisziplinär. Im Juli 1970 gab es also eine Art Sommerschule über Funktionalanalysis, vielleicht ein wenig im Hinblick auf Anwendungen in der Physik. Ich kann mich an Einzelheiten nicht mehr erinnern und stelle meine Standardfrage: Hat jemand von den Anwesenden an diesem Treffen teilgenommen?

Der Zufall wollte es, dass eine ganze Reihe von Teilnehmern, vor allem Günter Harder, Manfred Knebusch und ich selbst, an einer Fragestellung über symmetrische Bilinearformen über algebraischen Funktionenkörpern interessiert war, zu der wir alle drei schon Teilergebnisse erzielt hatten. Der allgemeine Fall wurde unter lebhafter Beteiligung vieler Leute in Rheda gelöst und in den *Inventiones mathematicae* publiziert. In dieser Arbeit heißt es: „Wir danken den vielen Kollegen, die mit uns beim gemeinsamen Mittagessen am 15.7.1970 im Hotel Allerbeck zu Rheda (Westf.) wesentliche Ideen zu diesem Satz und seinem Beweis entwickelt haben.“

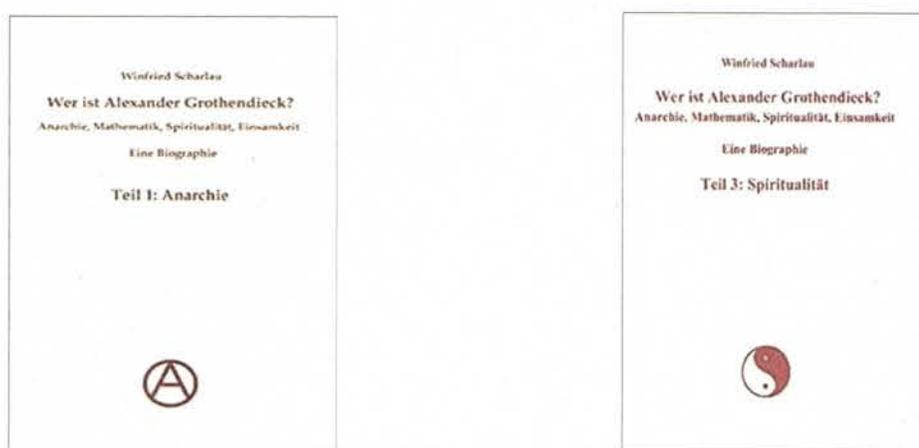
Der Satz selbst, um den es geht, lautet: *Die Summe der Residuen einer symmetrischen Bilinearform mit Werten in dem eindimensionalen Vektorraum der Differentiale über einem algebraischen Funktionenkörper in einer Variablen ist gleich 0.*

Diesen Satz kann man einerseits als eine Art Residuensatz interpretieren, wie man ihn aus der Funktionentheorie kennt. Andererseits gehört er aber in eine Entwicklung, die mit dem quadratischen Reziprozitätsgesetz von Gauss beginnt. Dieser Satz war von Dedekind in sehr naheliegender Weise auf rationale Funktionenkörper – also einen rein algebraischen Kontext – übertragen worden. Der formulierte Satz ist eine weitgehende Verallgemeinerung – Verallgemeinerung, nicht nur Analogon! – des Dedekindschen Satzes.

Man war also sowohl in der Mathematik als auch in der Gesellschaftspolitik auf der Höhe der Zeit und stand an vorderster Front. Entsprechend lud man im Jahr 1971 Alexander Grothendieck zu einem Vortrag ein. Der Eintrag Grothendiecks in das Bielefelder Vortragsbuch ist berühmt geworden; vielleicht haben Sie ihn schon gesehen (Abb. 21 und 22).

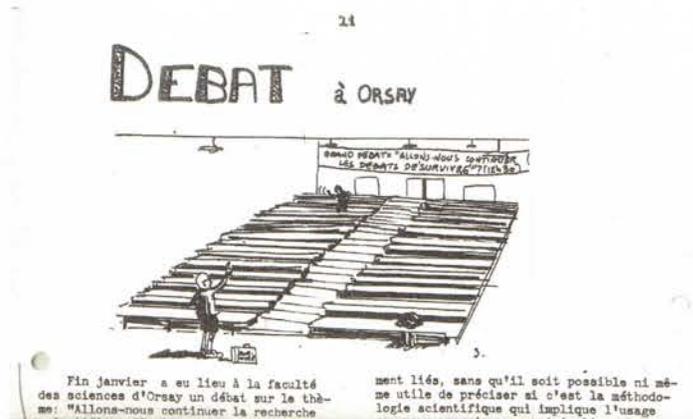


Ich benutze die Gelegenheit wieder, um etwas Reklame zu machen. Ich kenne die Bücher, deren Titelseiten ich hier zeige, und kann sie empfehlen – schließlich habe ich sie selbst geschrieben (Abb. 21).



Es ist schon bemerkenswert, dass die Bielefelder Mathematiker Grothendieck zu einem Vortrag eingeladen haben. Sie wussten, was aktuell war: sowohl mathematisch als auch was den Zeitgeist betrifft. Ich denke, dass Andreas Dress der Initiator war. Grothendieck hatte 1970 die ökologisch orientierte Gruppe „*Vivre et Survivre*“ gegründet und war einige Jahre rastlos tätig, in Vorträgen für sie Propaganda zu machen. Er hielt normalerweise zwei Vorträge, einen mathematischen und einen über seine ökologischen und gesellschaftspolitischen Vorstellungen. Beide konnten stundenlang dauern, ebenso wie die sich anschließenden Diskussionen. In Deutschland hielt er aber wohl insgesamt nur drei Vorträge in Frankfurt, Berlin und Bielefeld.

Grothendieck kam also am 6.12.1971 nach Bielefeld und sprach zunächst endlos über den Satz von Riemann-Roch. Darf ich mal fragen, wer von Ihnen diesen Vortrag damals gehört hat? Ich selbst habe das verpasst, obwohl ich damals schon in Münster war und einige Münsteraner Mathematiker zu diesem Vortrag führen.



Ich zeige Ihnen eine Karikatur des Cartoonisten Didier Savard zu Grothendiecks Vorträgen. Grothendieck ist wie immer an Glatze, kurzen Hosen und Sandalen erkennbar.

Im Text unten steht die Frage, die Grothendieck immer wieder stellte: „Können wir es verantworten, mit der wissenschaftlichen Forschung weiterzumachen?“ Wie sich aus dem Eintrag im Vortragsbuch ergibt, war das ja im Grunde auch das Thema in Bielefeld. Ich finde die Zeichnung Savards sehr bemerkenswert. Was fällt Ihnen auf? - Nun, in Wirklichkeit war es bei Grothendiecks Vorträgen brechend voll; es kamen hunderte von Leuten. Mit diesem leeren Hörsaal will Savard vielleicht sagen, dass Grothendiecks Frage ins Leere ging. Es kamen zwar massenhaft Leute, aber sein eigentliches Anliegen fanden sie oft nur unangemessen und peinlich. Grothendieck war von den Zielen der Studentenrevolution überzeugt, und auch hier in Bielefeld wehte dieser Geist der Veränderung. In den letzten fünfzig Jahren haben wir den vollständigen Sieg des Kapitalismus erlebt, in einem Maße, das sich damals niemand hätte vorstellen können, selbst – und gerade - in Ländern wie China, Russland oder Vietnam. Vor diesem Hintergrund wiederhole ich – ohne sie zu beantworten - die Frage, die damals und auch bei der Gründung der Universität Bielefeld gestellt wurde:

Warum und zu wessen Nutzen betreiben wir wissenschaftliche Forschung?

Ich danke Ihnen für ihr Interesse.